bunten Mustern, Bildern und Sprüchen. Hier und dort hat sich dieser Brauch noch vollständig erhalten, und in den Dörfern verschiedener Gegenden leben geübte „Eiermaler", die zu Ostern kunstreich verzierte Eier liefern. Die Zahl dieser Künstler ist aber arg zusammengeschmolzen. denn heutzutage beschenkt man sich, namentlich in den Städten, lieber mit Eiern aus Zucker, Schokolade, Marzipan oder gar aus Pappe, Holz und Porzellan, die als Bonbonieren dienen.

Besonders ist der Brauch, sich zu Ostern mit bunten Eiern zu beschenken, bei den Russen zuhause. Diese Eier sind oft so kostbar, daß sie mehrere hundert Mark als Ausgabe erfordern.

Im übrigen haben sich zu Ostern auch noch mancherlei andere abergläubische Bräuche erhalten, die mit mehr oder weniger Ernst beobachtet werden. Wenn man — meint der Abergläubische — am frühen Ostermorgen vor Sonnenaufgang stillschweigend — ohne einen Menschen, der uns begegnet, zu grüßen, oder jemandem zu danken, der uns grüßt — aus einem Bache Wasser holt, so bleibt solches Wasser nicht bloß immer rein und frisch, sondern es hat eine besondere Kraft, die Haut des menschlichen Körpers zu reinigen und schön zu machen. Es trifft freilich zu, daß sich solches Wasser sehr lange hält und nicht so leicht fault wie anderes. Aber das kommt nicht daher, daß es am Ostermorgen stillschweigend geholt worden ist. Die Ursache ist diese: um Ostern steigen viele scharfe Dünste aus der Erde, und viele Salzteilchen aus dem zerflossenen Schnee vermischen sich mit dem Wasser, und alles Wasser mit Salz vermischt hält sich lange, ohne zu faulen. Osterwasser soll nicht allein schön machen, sondern Landleute glauben auch, die Pferde in die Schwemme reiten zu müssen, damit sie recht stark werden.

Osterfeier in Rußland

Von den christlichen Festen ist in Deutschland unzweifelhaft das Weihnachtsfest mit seinem Märchenzauber und seiner Poesie das beliebteste, aber es ist auch in erster Linie ein deutsches Fest und hat mit seinen Sitten und Gebräuchen in anderen Ländern zum Teil nur in bescheidenem Maße Eingang gefunden. Bei den Russen war von jeher das Osterfest, das Erwachen der Natur, dasjenige Fest, das am nachhaltigsten und grimdlichsten gefeiert wurde. Die neue Zeit hat hieran freilich auch manches geändert, was aber tief in dem Herzen des Volkes wurzelt, läßt sich so leicht nicht ausrotten. Wie man ehemals, zur Zarenzeit, das Fest beging, so ist es heute allerdings nicht mehr, aber ein Abglanz davon ist auch jetzt noch deutlich zu erkennen. An den beiden Ostertagen pflegen sich von altersher Vornehme und Geringe unter dem Rufe: Christ ist erstanden! und der Antwort: Er ist wahrhaftig auferstanden! zum Osterkuß zu wünschen. Die erste feierliche Begrüßung dieser Art geschieht schon in der Nacht des Ostersonnabends. Schon früh wurde in St. Petersburg unter schöner Kirchenmusik das Auferstehungsfest gefeiert. Um 12 Uhr erdröhnte sodann von der Festung her der erste Kanonenschuß, das Zeichen, bei Hofe zu erscheinen und zum Anfange des Gottesdienstes in allen russischen Kirchen. Bald erfolgten mehrere Kanonenschüsse, und außerordentlich war zur Mitternachtsstunde das Gewühl auf den Straßen nach dem Palais und nach den Kirchplätzen. Der größte Zug ging nach der griechischen Kapelle im Maltheserhause, wegen der ganz vorzüglichen Chormusik der Kirchensänger und nach der Kathedralkirche der heiligen Mutter Gottes zu Kasan. Wenn sich in dem großen Kursaale bei Hofe alles versammelt hatte was hoffähig oder sonst dazu gekleidet war, kam die Zarenfamilie, von all' ihren Großen begleitet, und ging in die Kapelle zur Messe. Nach dem Gottesdienst blieb der Zar mit seiner Familie im Chor stehen, und hier empfingen und erwiderten sie von all denen, denen ihr Stand das Nähertreten erlaubte, endlich aber von jedem, der sich durch den Kreis durchdrängen konnte, den dreimaligen Osterkuß unter obigem Ausrufe. Von da begab sich die Zarenfamilie zu einem bereitstehenden Frühstück, womit die sieben Wochen langen Fasten gebrochen wurden. Die übrigen fuhren zueinander in die Häuser, wo fast in jeder Familie ein Tisch mit den in den Kirchen geweihten Speisen für die Glückwünschenden gedeckt steht. Für die niederen Volksschichten wimmelt es schon beim Ausgang aus den Kirchen von Käufern und Verkäufern rotgefärbter Ostereier. Alles atmet Frohsinn und brüderliche Herzlichkeit. Der Bauer, der Fuhrmann, der Arbeiter — man küßt sie auf den Straßen sich einander mit Innigkeit an die Brust drücken und immer unter dem oben erwähnten Ausruf und dem Gegengruß den dreimaligen Kuß geben. Dabei ist es Brauch, dem Höheren ein gefärbtes Ei zu geben. Dieser küßt den Geber dafür auf die Wange, schenkt ihm wohl auch etwas Geld, wie das besonders der Fall bei dem Gesinde ist. Das Eiergeschenk wird auch bei den Damen und Herren ausgetauscht, nur daß diese Eier von buntem Glas oder Porzellan, gemalt oder mit Konditoreizieraten geschmückt, auch wohl mit einem der allerfeinsten türkischen Schals oder einem Spitzenschleier gefüllt, den Wert von oft vielen Rubeln haben und einen Gegenstand des Modeluxus bilden. — Die Vergnügungen der Russen gehen die ganze Woche hindurch, vom Sonntag bis Sonntag. Es sind wahre Volksfeste mit einem jahrmarktsähnlichen Rummel. Da das Wetter um diese Zeit oft noch sehr schlecht ist und Regen und Schneegestöber die Feiern stören könnten, so läßt sich doch der Russe bei seinen Nationalvergnügungen in keiner Weise durch das Wetter beirren. Solange es noch Getränke gibt und die Tafeln noch etwas bieten, ißt und trinkt der Russe in diesen Tagen. Geht es nicht mehr, dann schläft er, wo er gerade liegt, um nach dem Schlafe von neuem anzufangen. So dauern die russischen Ostern gewöhnlich einige Tage länger, als sie im Kalender angegeben sind und hierin hat die neue Zeit nur wenig ändern können.

Ungarischer Osterscherz

Von Bertha Witt-Altona.

Ein derber ländlicher Osterscherz war früher in vielen Gegenden Ungarns beliebt, wenn Burschen und Mädchen in nechendem Spiel wie zwei feindliche Parteien sich gegenüberstellten. Am Ostermontag nämlich schienen die Burschen den jungen Dorfschönen nicht hold; sowie sich irgend ein Mädchen blicken ließ, wurde es von den Burschen mit Wasser begossen, und zwar mit einem so ansehnlichen Quantum, daß es meist bis auf die Haut durchnäßt war. Am Osterdienstag aber konnten sich die Mädchen für dieses arge Spiel rächen. Aus Weidengerten wurden Ruten gebunden oder gar sechs- und achtfach geflochten und hübsch mit bunten Bändern umwunden. Diese Ruten wurden in so großer Zahl gebraucht, daß jedesmal vor diesem Tage ein schwunghafter Handel damit einsetzte und das kleine Rache-Instrument in jeder Größe und Stärke zu kaufen war. Mit diesen Waffen, die man Schibak nannte, prügelten nun die Mädchen auf die Burschen los, wo sie ihrer habhaft werden konnten, ja sie ließen wohl auch ältere Vertreter des männlichen Geschlechts im Racheeifer ihren Zorn fühlen, und selbst die geistlichen Herren wurden nicht geschont. Dabei prügelten die erbosten Schönen nicht eben sanft. Wer also nicht von den derben Scherzen getroffen werden wollte, durfte sich an diesen Tagen im Freien nicht sehen lassen. Doch hatte man im allgemeinen mehr Spaß an solchen Ausgelassenheiten, als daß man sie fürchtete; selbst vornehme Familien und der Adel fanden sie nicht so schlimm, um sie nicht mitzumachen. Der Adel milderte zwar nach und nach diese Sitte, soweit er sie als heimatliche Ueberlieferung nicht ganz übergehen wollte. Statt des derben Wasserstrurzes, der sonst oft eimerweise über die Schönen kam, wählte man jetzt ein zierliches Fläschchen mit Rosenwasser, um die Damen mit diesem duftenden Naß zu besprengen; die rächenden bunten Schibaks blieben zwar in der Hand der Damen, doch dürften sie nun auch gewiß viel zarter gehandhabt worden sein.

Osterbräuche

Ostern ist das Fest der Freude. Nach dem Volksglauben hüpft sogar die Sonne am Ostermorgen dreimal vor Freude auf. Diese Osterfreude kommt besonders für die Kinder in poesievoller Weise in dem Osterhasen, der die Oestereier legt, sinnig zum Ausdruck. Das Fest der neuerstandenen Sonne wurde ehemals mit Tänzen, Aufzügen und Freuden- oder Jubelfeiern begangen, wobei man bildlich den Sieg der Sonne über den Winter durch den Kampf gegen eine Puppe darstellte, deren Steinigung, Ersäufung oder Verbrennung die Krönung der Feier bildete. Unter den ersten christlichen Kaisern begann die Freudenfeier mit der Ostervigilie. Dabei wurden die Straßen mit Fackeln und riesigen Wachskerzen erleuchtet, und man gab sich der Osterfreude um so freier hin, je drückender man die Strenge der vorangegangenen Fastenzeit empfunden hatte.



Rundfunkmöglichkeiten im Weltall

Schon bald nach der Erfindung des Rundfunks glaubte man in diesem neuen Verständigungsmittel eine Möglichkeit entdeckt zu haben, mit anderen Sternen, in erster Linie den uns benachbarten Planeten des Sonnensystems, in Funkverbindung zu treten. Man glaubte an den Aether als Träger der Radiowellen. Phantastisch war dieser Gedanke keineswegs. Die Möglichkeit organischen Lebens auf anderen Sternen wird von der Wissenschaft nicht bestritten; und da die Erde nicht zu den ältesten Sternen zu zählen ist, ist die Annahme berechtigt, daß sich auf anderen Himmelskörpern der Intellekt mindestens in gleichem Maße wie auf der Erde entwickelt haben könnte. Führt man diese Analogien weiter aus, so wird es wahrscheinlich, daß das Verlangen nach universeller Orientierung sich auch bei diesen anderen Erscheinungsformen offenbart hat. Für die Verständigung mit anderen Sternen wären zwei Möglichkeiten gegeben: entweder verschafft uns unser eigenes gereiftes technisches Können eines Tages die Möglichkeit, plötzlich eine Nachricht von einem anderen Himmelskörper aufzufangen, oder es gelingt uns, selbst Zeichen aktiven Intellekts in das Weltall hinauszusenden. Bereits gegenwärtig schicken unsere großen Sendestationen täglich derartige Kundgebungen irdischen Intellekts in den Aether hinein, mit einer Energie, die bei oberflächlicher Betrachtung zur Erreichung eines unserer Schwesterplaneten ausreichend erscheint. Gleichwohl haben sich diese Hoffnungen zumindest als verfrüht erwiesen. Auch die mit irdischen Mitteln erzeugten Aetherschwingungen scheinen, wie alles Irdische, an die Erde gebunden zu sein. Man fand schon früh, daß die Wellen sich entlang der Erdoberfläche am intensivsten fortpflanzen und fand auch eine vorläufige Erklärung dafür. Diese Theorie besagt: In bestimmter Höhe oberhalb der Erdoberfläche befindet sich eine stark ionisierte (elektrisch zersetzte) Schicht, welche die Radiowellen reflektiert; hierdurch gehen letztere nicht im Weltenraum verloren, sondern bleiben hart an der Erdoberfläche, wo sie sich in beständiger Reflektion zickzackweise fortbewegen. Eine Erweiterung dieser Theorie ermöglicht zugleich eine Erklärung für die Tatsache, daß man, vor allem bei schwächeren Stationen, des Abends und nachts, ferner bei bedeckter Witterung, besser als tagsüber bei Sonnenschein empfängt. Durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen werden auch die unteren atmosphärischen Schichten so stark ionisiert, daß die Reflexion ausgesandter Radiowellen bereits in viel geringerer Höhe stattfindet, mithin öfter vor sich geht, wodurch ein Energieverlust eintritt, der eine Verringerung der überbrückbaren Entfernung zur Folge hat. Obwohl diese Theorie die Physiker nicht voll befriedigt, hat sie sich bis heute behauptet. Eine bessere ist eben nicht vorhanden, und auch die allerjüngsten Forschungen auf diesem noch manches Rätsel bergenden Gebiet haben sie noch nicht verdrängen können.

—gb.

Am Ausguck

Es dämmert in Rußland.

Die Moskauer „Iswestija" unterzog in einer ihrer letzten Nummern die jüngsten Wahlen für die städtischen, dörflichen und Kreis-Sowjets in Rußland einer eingehenden Kritik, wobei sie zu dem Ergebnis gelangte, daß die Zahl der Vertreter des Intellekts (Lehrer, Aerzte usw.) in den verschiedenen Räten merkbar gestiegen ist. In den Dorfsowjets beträgt die Zahl der Intellektuellen jetzt 2,5 Prozent gegen 1,6 Prozent im Vorjahre und in den Kreissowjets 4,3 Prozent gegen 3 Prozent im Jahre 1925. Noch höhere Ziffern ergeben sich in den Provinzstädten, wo das Verhältnis gegenwärtig 9,9 Prozent beträgt gegen 5,3 Prozent im vergangenen Jahre, und besonders in den Gouvernementssowjets mit dem Verhältnis 13,2 Prozent (1926) gegen 1,2 Prozent (1925).

Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.
Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 13 — Mittwoch, 31. März — 1926

Bismarck als parlamentarischer Fechter

Von Bernhard R. Wagner.

Das landläufige Bismarcklichee eines Recken in Kürassierstiefeln mit grimmigem Blick und eisernen Nerven ist nicht ganz echt. Alle Zeitgenossen bekunden, daß er gewiß eine imponierende Erscheinung von schöner Männlichkeit, aber doch viel menschlicher und intimer war, als die schablonenhafte Vorstellung es annimmt. So war er auch, obwohl ein scharfer, bisweilen grausamer Gegner im politischen Kampf, kein donnernder Jupiter tonans, sondern ein eleganter parlamentarischer Fechter von geistiger Beweglichkeit und oft boshaftem Spott. In seinen Reden dröhnte er nicht wie ein hemmungsloser Volkstribun, er hatte auch keinen geölten Redefluß, sondern sprach in überraschend hoher Lage gelegentlich mit leicht verschleimter Stimme, manchmal stockend, und doch wirkte er auch als Redner bedeutend durch die Wucht der Persönlichkeit, die Gedankenfülle und vollendete, mit geistreichen Bildern geschmückte Form, wenngleich sich die Reden dieses hervorragenden Stilisten, wie oft bemerkt, noch besser lasen als anhörten.

Die Feinnervigkeit Bismarcks ist auch aus seinen Selbstzeugnissen bekannt. So antwortete er dem englischen Maler William Richmond im November 1887 auf die Frage, ob er wirklich der „eiserne" Bismarck sei: „Nein, meine Härte ist angelernt. Ich bin ganz Nerven, und zwar derartig, daß Selbstbeherrschung die einzige Aufgabe meines Lebens gewesen ist und noch ist." Aus seinen parlamentarischen Kämpfen sind zahlreiche Episoden überliefert, in denen sich seine Selbstbeherrschung, überlegene Ironie und geistige Beweglichkeit verblüffend offenbarten. Einmal wurde bei einer Rede, die er gegen die Berliner Stadtverwaltung hielt, von der Linken her das Wort „unverschämt" vernehmbar. Heute gehören derartige Bemerkungen fast zum guten parlamentarischen Ton, und die Liebkosungen müssen schon etwas kräftiger ausfallen, um als unparlamentarisch empfunden und gerügt zu werden. In den damaligen ruhigeren Zeiten aber war das Wort „unverschämt", zumal dem ersten Beamten des Reiches gegenüber, unerhört. Bismarck hielt angespähte nach der Stelle, von der der Ruf gekommen war, und sagte scharf: „Es hat da eben ein Herr eine unverschämte Bemerkung gemacht, der wahrscheinlich selbst keine Scham kennt. Er wird soviel Ehrgefühl haben, sich zu melden!" Der freisinnige Abgeordnete Struwe, der sich während der Rede Bismarcks entrüstet einem anderen Abgeordneten zugewendet und dabei jenes Wort etwas lauter gesprochen hatte, sagte: „Jawohl, ich war's!" Der Präsident von Goßler rief ihn zur Ordnung. Nachdem Bismarck geendet hatte, verlangte Struwe auch einen Ordnungsruf gegen den Reichskanzler. Herr von Goßler, damals Unterstaatssekretär im Kultusministerium, war in höchster Verlegenheit. Da kam ihm Bismarck schlagfertig zu Hilfe. Er sprang auf, machte eine weltmännische Verbeugung nach dem Präsidenten hin und sprach dann scheinbar höflich, doch mit deutlich spürbarem Hohn zu dem Abgeordneten Struwe gewendet: „Nachdem Herr Struwe sich genannt hat, nehme ich natürlich meine Aeußerung zurück; ich bin überzeugt, der Herr kennt Scham!" Für diese spöttische Ueberlegenheit, mit der Bismarck seine Gegner im Reichstag behandelte, sind noch manche seiner Aussprüche kennzeichnend, wenn er ihnen z. B. zurief: „Sie imponieren mir nicht", oder: „Sie wissen nicht, wie ich über sie lache, wenn ich allein bin!" Das tat er wirklich. Als ihm einmal bei Tisch eine sehr abfällige Aeußerung hinterbracht wurde, die der liberale Abgeordnete Lasker über ihn getan hatte, und alles gespannt auf die Wirkung war, lehnte sich Bismarck in seinen Stuhl zurück, lachte, daß ihm die Tränen herunterliefen und sagte: „Schimpft mir nicht auf meinen Lasker; er ist eine Seele von einem Menschen, nur von Politik versteht er nichts!" Auch in den bittersten Kämpfen verließ der gute Humor nie diese große Persönlichkeit, die bei aller rücksichtslosen Tatkraft doch eine der feinsten Blüten deutschen Geistes war, die je gelebt haben. —

Bismarck

Schaust du herab auf das, was wir verloren
Aus deines Friedens ewigem Gezelt —
Die großen Augen werden sich umfloren,
Denn unter Trümmern suchst du deine Welt.

Doch Tapfre leben, die trotz Wundenmalen,
Trotz Not und Schmach am neuen Reiche baun'.
Einst sollen deine Augen wieder strahlen,
Wenn sie auf Deutschland prüfend niederschau'n.

Anna Enders-Diz.

Das „europäische Konzert" ohne Bismarck

Während der Kretawirren schrieb am 7. April 1897 die deutschfeindliche Genfer Zeitung „La tribune" über Bismarck Worte der Anerkennung, die mehr als alles, was aus deutschem Munde über diesen Genius gesagt werden kann, zeigen, was Bismarck war und was — auch noch wir Heutigen — an ihm verloren haben. Das französisch orientierte Genfer Blatt schrieb: „Man fühlt immer mehr, daß an der Spitze Europas ein tatkräftiger Mann fehlt, der fähig wäre, den zaudernden Willen der zivilisierten Nationen um sich zu gruppieren, und man ist dahin gekommen beinahe zu bedauern, daß uns die eiserne Hand des alten Bismarck fehlt. Man kann seine Politik verunglimpfen, man kann ihr Mangel an Grundsatz und hoher Sittlichkeit vorwerfen, aber man muß unweigerlich feststellen, daß unter seiner Herrschaft — denn er herrschte — Europa nicht strauchelte." —

Wie in Genf, könnte die „tribune" heute hinzufügen.

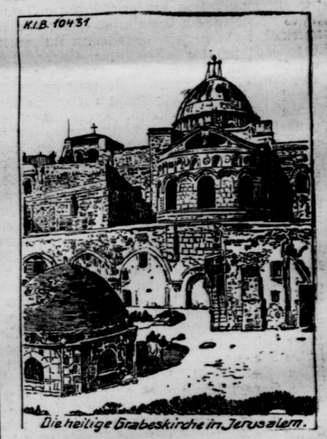
Ostern in Jerusalem

Von Anton Lübke-Münster i. W.

Sie will nicht sterben, die hl. weiße Stadt, die nun schon über zweitausend Jahre im Gedächtnis der Völker aller Bekenntnisse steht, wie keine andere Stadt der Welt. Sie ist nicht die Stadt mit prächtigen Straßen und Gärten, nicht die Heimat des Kardinalspurpurs, nicht die Stadt mit gewaltigen Domkuppeln, wie Rom. Eng aneinandergedrängt liegt das Häusergewirr, aus der die kleinen Kuppeln gleich Blasen quellen, öde Wüste und wasserlose Täler sind die Umgebung. Aber in dieser Stadt lebt eine unsagbare Sehnsucht nach der Göttlichkeit, ungestilltes Verlangen des Herzens neben stillgewordenem Frieden von Menschen, die ihn mitnehmen in den grauen modernen Werktag.

Heiligtum um Heiligtum entstand im Laufe der Jahrhunderte und lockte die Pilger aus aller Herren Länder. Zerstörung raste über die hl. Stadt oft hinweg und verwandelte stille Gotteshäuser und Klöster in Schutthaufen oder wechselte den Besitzer. Aber immer blieb sie die heilige, hochgebaute, unergründliche Stadt, wo byzantinische, gotische, sarazenische, romanische Bauweise verschmolz, wo die Sonnenarchitektur christlicher und morgenländischer Bauweise in wundervollem Rhythmus zum Beschauer sprechen.

Das göttliche Wesen dieser Stadt, das die Religionen dreier Erdteile in ihren Bann zog, hat auch heute seine Anziehungskraft noch nicht eingebüßt. In der Zeit des ersten tropischen Frühlings„ zur Osterzeit, ist es in der hl. Stadt wie in einem Paradiese. In den kleinen Hausgärten oder in verschwiegenen Klostergärten wuchern um diese Zeit farbenprächtige Blumen; Orangen und Zitronen verschwenden ihren betäubenden Duft und der uralte Garten von Gethsemane, treu behütet von einem alten Franziskanerbruder, hat sich unter uralten Oelbäumen in einen dichten farbenfreudigen Blumenteppich verwandelt.



Die heilige Grabeskirche in Jerusalem.

Um diese Zeit wird es in der hl. Stadt lebendiger als sonst. Wer zählt die Pilgerscharen, die aus aller Herren Länder, vom Amazonenstrom, vom Apennin, aus Britannien. Deutschland, Rußland, vom Balkan, aus dem neuen Erdteil, ja selbst aus dem fernen Indien, China oder Japan hierherkamen. Viele Millionen waren es all die Jahrhunderte. Jahr um Jahr kommen sie besonders zur Osterzeit in geschlossenen Prozessionen, singend und betend, durchziehen sie das hl. Land, kein Opfer an Zeit und Geld scheuend. Unzählig sind die vielen Einzelbesucher, gläubige, zweifelnde, suchende, ungläubige. In allen loderte eine ungestillte Sehnsucht, die sie hintrieb zu den hl. Stätten. Christen, Mohammedaner, Juden, Griechen, Kopten und andere Religionsbekenntnisse verehren die geschichtlichen Stätten Palästinas, wo die Großen ihrer Religion gekämpft, gelitten haben und gestorben sind. In den dämmernden Straßen Jerusalems lebt noch etwas von dem Hauche jener großen Zeit. Man müßte die Stadt und das ganze Land mit der Bibel in der Hand durchreisen und an jedem Fleckchen Erde verweilen, denn jeder Zoll ist geschichtliche Erinnerung und heiliges Land.

Nichts ist eindrucksvoller und interessanter, als die Zeremonien, die sich hier in der Kar-



Jerusalem K.I.B. 10422

woche und am Osterfeste der verschiedenen Bekenntnisse abspielen. Um diese Zeit ist die hl. Stadt bis zum letzten Platz angefüllt mit Fremden aus aller Herren Länder. Dann kommen die dunkelfarbigen Abessiniermönche, ganz in sich versunkene Menschen, aus dem Innern Afrikas, zerrissene Wallfahrer aus Rußland und vom Balkan, die wie die Büßer im Mittelalter sich auf dem Fußweg von Jaffa kleine Steine in die Schuhe legen; die Koptenpriester haben ihr sonst in Knoten geschürztes Haar gelöst. Ordensleute christlicher Bekenntnisse, verstaubte Touristen, Turbanträger, moderne Reisende, Pilger aus Europa beleben in großer Zahl die engen Gassen des Ortes. Sie alle kamen wieder, wenn auch einmal Krieg oder Belagerung sie lange fernhielt. Kein Beschwernis hält sie fern von der Stadt, wo sie den Frieden ihres Herzens zu erhoffen gedenken.

Unmöglich ist es, all das zu schildern, was sich um die Osterzeit hier zusammendrängt an Gebeten, Gesängen, Zeremonien. Die Lateiner versammeln sich Palmsonntag in der Nähe des Oelberges zu einer Prozession, um den Einzug Christi in die Stadt zu wiederholen. Der Patriarch von Jerusalem reitet auf einem Esel. Lange Palmwedel halten die Teilnehmer in den Händen.

Eindrucksvoller sind die Zeremonien, welche sich am Karsamstag des griechischen Bekenntnisses abspielen, die bekanntlich später wie die Lateiner ihr Osterfest abhalten. An jenem Tage füllt sich die altersgraue Grabeskirche mit Menschen aller Konfessionen. Die griechischen Pilger, von denen viele weit herkamen und teils schon in der Nacht vorher in der Kirche selbst übernachteten, tragen jeder ein Bündel von 33 dünnen Wachskerzen, die in den Läden der Stadt feilgehalten werden. Nach einer Prozession betritt der griechische Patriarch allein die Engelskapelle, welche der Grabeskapelle vorgelagert ist. Die Kapelle wird dann hinter ihm verschlossen. Vor dem Eingang harren die Priester und die Gläubigen des Augenblickes, wo das hl. Feuer aus einer runden Oeffnung der Kapelle herausschlägt, ein seltener Augenblick, der mit lauten Freudenrufen begrüßt wird. Dann tritt der Patriarch mit einem Bündel Kerzen aus der Kapelle heraus. Jeder ist dann bestrebt, seine Kerzen an den Kerzen des Geistlichen anzuzünden. In kurzer Zeit ist die Kirche in ein Lichtmeer gehüllt. Die Kerzen tragenden Menschen entblößen ihre Brust, lassen Bachs auf die nackte Haut träufeln oder durchräuchern ihre Kleider mit dem Duft der Kerzen. Nach Beendigung der Feier sucht jeder so schnell wie möglich das hl. Feuer mit nach Hause zu nehmen. Es gibt sogar Pilger, die in Laternen das hl. Feuer über das Meer bringen bis nach Rußland.

Bunt ist der Glanz, den man an den Palmsonntagen in den Prozessionen, die sich um das hl. Grab bewegen, sehen kann. Seidene Fahnen, ungezählte Kerzen, farbenprächtige Trachten, ehrwürdige Patriarchenbärte bewegen sich inmitten der Menge. Interessant sind die Fußwaschungen am griechischen Gründonnerstag durch den griechischen Patriarchen vor der Grabeskirche. Die Franziskaner verteilen am Palmsonntage geweihte Palmzweige und feiern ebenfalls am Gründonnerstage am Eingang der Grabeskirche die Fußwaschung. Am Karfreitag werden Passionsspiele veranstaltet und in der Nacht zum Ostertage geht eine feierliche Lichterprozession durch die Stadt, ein Anblick von starker Eindringlichkeit.

Nach diesen eindrucksvollen Stunden kommt einem die Stadt Zions ganz nahe. Dann sucht man in sternenbesäten Nächten oft ein kleines Licht auf dem Oelberge inmitten der uralten Oelbäume. Dann erst spürt man die ganze Größe des Osterfestes und den ganzen Zauber göttlicher Macht, der mit der Heilandsstadt verknüpft ist.

Zur Geschichte des Osterfestes

Von J. Hansen.

Das Osterfest ist unter allen Festen in der christlichen Kirche das älteste und immer als das vornehmste und größte begangen worden. Seiner Wichtigkeit wegen und der vielen Vorbereitungen wegen hat man in einzelnen Teilen Deutschlands früher schon während der ganzen Woche vor Ostern Ostern gefeiert. Namentlich der Freitag, der Karfreitag, ist bis auf den heutigen Tag ein Festtag geblieben. Von der Vorbereitung auf Ostern, die früher allgemein üblich war, hat sich im Sprachgebrauch die „Karwoche" mit dem „Karfreitag" und dem „Gründonnerstag" bis heute erhalten. Christus starb am Rüsttage, das ist an dem Zubereitungstage zum Osterfest. Auch die ersten Christen brauchten diese griechische Benennung. In der Folgezeit wurde sie aber gegen das alte deutsche Wort „Gara" oder nach einer härteren Aussprache „Kara" vertauscht, das ebenfalls auch „Zubereitung" bedeutet und woran jetzt noch die Ausdrücke: etwas gar machen, gar kochen usw. erinnern. Jedoch wird das Wort auch von dem altdeutschen „Chara", das Trauer bedeutet, abgeleitet.

In dieser Vorbereitungswoche hielten die ersten Christen alle Tage öffentlichen Gottesdienst, lasen dabei die Leidensgeschichte Jesu in gewissen Abschnitten vor und predigten darüber. In späteren Zeiten begann man, in diesen Tagen Dinge vorzunehmen, welche die Andacht mehr störten als förderten, namentlich die oft wenig schicklichen theatralischen Vorstellungen der Leidens- und Sterbensgeschichte des Heilands. Sehr bald zeichneten die alten Christen den Karfreitag besonders aus, und feierten ihn als eins der wichtigsten Christenfeste mit der größten Ehrfurcht und Andacht. Sie beschäftigten sich den ganzen Tag über mit ernsthaftem Nachdenken über sich selbst, wozu jedem Christen das Andenken an den Kreuzigungstod Jesu Anlaß gab. Als den Gedächtnistag des Todes Jesu feierten ihn viele Christen schon im zweiten Jahrhundert. Aber als einen allgemeinen Feiertag ordnete ihn erst im vierten Jahrhundert Kaiser Konstantin der Große an. Im Jahre 692 wurde vom Papst Leo II. der Donnerstag in der Karwoche zur Gedächtnisfeier der Einsetzung des Heiligen Abendmahls verordnet. An diesem Donnerstag wurden ebenfalls auch Büßende losgesprochen, besonders aber den Katechumenen ihr Glaubensbekenntnis abgenommen und das Abendmahl gehalten. Von daher stammt jedenfalls der Brauch, daß noch jetzt in gewissen Gegenden Deutschlands an diesem Tage die Konfirmanden eingesegnet werden. Die Zeremonie des Fußwaschens, die am Gründonnerstag in der Römischen Kirche, in der Griechischen aber am Karfreitag beobachtet wird, ist wohl neueren Ursprungs. Auch der Gründonnerstag hat mehrere Namen erhalten. Am gebräuchlichsten davon ist bei uns der „Grüne Donnerstag" geblieben. Einige behaupten, dieser Name käme von den grünen Kräutern her, die man an diesem Tage zu essen pflegte. Nach anderer Auffassung hätte der Gottesdienst in der alten Kirche angefangen mit den Worten des 23. Psalms: „Er weidet mich auf einer grünen Aue". Jedenfalls ist die Benennung ziemlich alt, sowie auch die Sitte, am Abend dieses Tages grüne Gartengewächse zu essen.

Ostern selbst galt schon zur Zeit der Apostel als der größte Feiertag, der denn auch Jahrhunderte hindurch heilig gehalten worden ist. Die Nacht vor Ostern wurde früher gewöhnlich durchwacht und mit Singen und Beten zugebracht. Kirchen und Häuser wurden mit Wachskerzen erleuchtet. Während der Osterwoche wurde früher viel Gutes getan. An die Armen wurden Gaben ausgeteilt, Sklaven und Leibeigene wurden freundlicher behandelt, und vielen wurde die Freiheit geschenkt. Man kannte auch bereits im Altertum die Amnestie; denn leichtere Verbrecher wurden in der Osterwoche in Freiheit gesetzt. Die Gerichtsstuben blieben geschlossen, und alle Rechtsstreitigkeiten ruhten unterdessen.

Ursprünglich dauerte die Feier des Osterfestes volle acht Tage. Erst mit dem folgenden Sonntage, an dem die Katechumenen ihre weißen Kleider ablegten, endete das Fest. Jedoch hat es lange gedauert, ehe sich der ursprüngliche Brauch und später die jetzige Art des Festes durchsetzte. Namentlich ist der Auferstehungstag Jesu als der Mittelpunkt des Festes erst nach langen Streitigkeiten in der jetzigen Weise festgestellt worden. Da nämlich die Osterfeier ursprünglich im Anschluß an das jüdische Passahfest begangen wurde, so feierte man entweder geradezu dieses, zugleich als den Tag der Einsetzung des Heiligen Abendmahls, oder wenigstens den Freitag als Kreuzigungstag und daneben den Sonntag als Auferstehungstag. Letzterer Brauch, der abendländische Brauch, siegte schließlich auf dem Konzil zu Nicäa im Jahre 325; die Berücksichtigung des jüdischen Passahfestes trat gänzlich zurück und als Ostertag wurde alljährlich der erste Sonntag nach dem Frühlingsvollmond festgesetzt. Die astronomische Berechnung wurde dem Bischof von Alexandria übertragen, der das Ergebnis schon gewöhnlich nach Neujahr durch ein sogenanntes Osterprogramm anzuzeigen pflegte. Nach dieser Berechnung wiederholt sich alle neunzehn Jahre die Reihenfolge des Osterdatums, wobei der früheste Termin der 22. März und der späteste der 25. April ist. Der Ausgleich mit der römischen Berechnung erfolgte erst 525 durch den Abt Dionysius. Dem so festgesetzten Ostertag ging zunächst die große Trauerwoche voraus. In ihr wurden besonders ausgezeichnet der Palmsonntag zur Erinnerung an den Einzug Jesu in Jerusalem, der Gründonnerstag und der Karfreitag. Bald aber schien dieses Hauptfest der Kirche längerer Vorbereitung zu bedürfen, und es erfolgte die Voranstellung der Fastenzeit, die sich auf 40 Tage erstreckt. Schließlich nahm man auch die drei vorhergehenden Sonntage noch zu dem Osterzyklus hinzu, der sich nach dem Auferstehungstage noch bis zum 40. Tage nach Ostern, dem Himmelfahrtstage, fortsetzt. Im Jahre 1094 wurde jedoch das Osterfest auf drei Tage beschränkt, und dabei ist es bis in die neuere Zeit hinein geblieben.

Auch dem Osterfest erging es nicht besser als den anderen Tagen, die aus religiösen Gründen gefeiert werden. Es mischten sich andere Gewohnheiten und Bräuche in die Feier, über deren Beobachtung nicht selten die Hauptsache vernachlässigt wurde. Man schmückte Kirchen und Altäre auf das prächtigste, veranstaltete Prozessionen, hängte Siegesfahnen auf usw. Auf öffentlichen Plätzen und Feldern wurden Freudenfeuer angezündet. Dabei war man ausgelassen und lustig. An manchen Orten schlichen sich selbst bei dem öffentlichen Gottesdienst solche Vorstellungen ein, die der Würde und Wichtigkeit der Geschichte, die sie den Zuhörern ans Herz legen sollten, schnurgerade zuwider waren. So versiel man hier und da darauf, daß der Priester am Osterfeste das Volk zum Lachen bringen mußte weil, man meinte, daß das Volk, das solange gefastet und getrauert hätte, aufgeheitert und belustigt werden müsse, und erzählte zu dem Zwecke die unsinnigsten Fabeln, Einfälle und Späße. Für das Volk



Blick vom Garten Gethsemane auf den Oelberg bei Jerusalem

wurden gemeinschaftliche Freudenmahlzeiten in der Kirche veranstaltet. Diese Gastmahle hatten einige Aehnlichkeit mit den Liebesmahlen der ersten Christen.

Ueberhaupt wurde es zu Ostern bald Sitte, sich zu beschenken, teils weil die meisten Völker dies schon zum neuen Jahre taten, das vormals mit dem Anfange des Frühlings oder der Osterzeit zusammenfiel, teils, um zur Zeit eines allgemeinen Freudenfestes anderen ein Vergnügen zu machen. Da es in den früheren Zeiten wenig Bargeld gab, schenkte man einander Brot, Butter, Honig, Fleisch, Wurst, besonders aber frische Eier, weil im Ostermonat die Hühner gut legen. Auch die Geistlichen sowie einige andere Mitglieder der Kirche und Schule, die um diese Zeit Geschenke erhielten, bekamen Eier im Ueberfluß, sodaß man die ganze Einsammlung von freiwilligen Abgaben zu Ostern kurzweg das „Osterei" nannte. Daß es heute noch Sitte geblieben ist, zu Ostern namentlich den Kindern, Ostereier zu schenken, rührt also von dieser alten Sitte her. Auch damals schon, als die Ostergeschenke vor allem in dem des Ostereis eingeführt wurden, wurden die Eier bereits gefärbt und mit allerlei Figuren bemalt und mit Denksprüchen versehen.

Kronen und Kränze

Von K. Liermann.

Als Christus den Kreuzestod auf Golgatha erlitt, wurde ihm bekanntlich zur Verhöhnung als „König der Juden" eine Dornenkrone auf das Haupt gesetzt. Die Krone, die ihren Namen von dem lateinischen Worte „corona" hat und gleichbedeutend mit „Kranz" ist, war schon von den ältesten Zeiten her ein Sinnbild von mannigfaltigen Dingen und namentlich das Zeichen der Hoheit und Unvergänglichkeit. Daher dachten sich die Völker des Altertums ihre Gottheiten immer bekränzt, und ihre Herrscher, als Götter der Erde, ahmten bald diese Auszeichnung der höheren Wesen nach, woraus dann das Diadem der hohen Häupter entstand, das ursprünglich nur ein einfacher Kranz war. Später wurden die Kränze zu Kopfbinden aus geringen wollenen oder baumwollenen Stoffen, nach und nach verschönerte man sie, indem man sie zum Schmuck trug, sie von köstlicherem Zeug machte und sie mit Myrten, Rosen und anderen Blumen durchflocht. Der Schöpfer dieser Kronen soll Bacchus gewesen sein, der sich die erste Krone von Efeu machte, dann eine andere von Weinreben wählte, und auf diese Art nicht allein als Erfinder des Weines, sondern auch der Kunst gepriesen wird, die Hitze der Stirn durch kühlende Efeu- und Weinblätter zu dämpfen.

Nach und nach breitete sich die Sitte der Kränze als Zeichen einer ehrenvollen Auszeichnung, der Hoheit, des Glückes und der Freude immer weiter aus. Bei den Opfern bekränzten sich die Priester und das Opfertier zur Ehre der Götter. Ebenso war der Kranz eine Auszeichnung für den Sieger im Wettkampf, und auch die Dichter, die ihre Helden am würdigsten besangen, wurden zur Belohnung auf diese Art geschmückt. Besonders erweiterte sich der Brauch, sich zu bekränzen, bei dem fröhlichen Mahle und bei Festen der Liebe und der Ehe. Bei den Gastgebern wurden sowohl die Dächer als auch die Gäste bekränzt, wobei dann vielfach jeder Gast zwei- und dreimal bekränzt wurde, indem ihm nicht nur ein Kranz auf das Haupt gesetzt, sondern auch die Schläfen und der Hals mit einem Kranze umwunden wurde. Diese Sitte, bei Gastmählern, die Dächer mit Kränzen zu schmücken und sie in die Trinkgefäße zu werfen, wird den Joniern als Urhebern zugeschrieben. Schon bei den alten Griechen führte der Bräutigam die Braut bekränzt heim. Auch sonst schmückten die Liebenden die Häuser der Geliebten mit Kränzen. Wenn das vermählte Paar zum ersten Male Vater und Mutter wurde, so wurden Kränze zum Zeichen der Freude an die Türe des Hauses gehangen. In Athen war der Myrtenkranz für die höheren Beamten das Abzeichen ihres Amtes und hochverdienten Bürgern, zum Beispiel dem Perikles, wurde die Ehre der Bekränzung zuteil. Aber auch das Haupt und die Bahre der Toten wurden von den Angehörigen mit frischen Myrten- und Efeukränzen geschmückt, an deren Stelle mit dem zunehmenden Luxus goldene Kränze traten, wie sie in den griechischen Gräbern gefunden worden sind.

Bei den Römern soll die Krone aus Aehren die älteste gewesen sein. Vorher wanden sie Binden und Zweige, die mit Blumen durchflochten waren, um den Kopf. Bei ihnen waren Kränze einerseits ein Haarschmuck der Frauen, andererseits eine militärische Auszeichnung und Belohnung für die Männer. Die ehrenvollste Auszeichnung war die aus Gras geflochtene corona graminea, die nur für eine Rettung aus völliger Hoffnungslosigkeit oder für Befreiung von einer Belagerung erteilt und daher auch corona obsidionalis genannt wurde. Einem im Triumph heimkehrenden Feldherrn wurde die corona triumphalis verliehen, ein Lorbeerkranz, der später in Gold nachgeahmt und seit der Zeit Cäsars ein kaiserliches Diadem wurde neben dem seit der Regierung Neros auch eine Strahlenkrone erscheint. Etwas geringeren Wert als die corona triumphalis hatte für den Feldherrn die Myrtenkrone. Andere Kränze oder Kronen waren die Bürgerkrone, aus Eichenlaub für Rettung römischer Bürger, die goldene Mauerkrone, die dem zuteil wurde, der bei der Erstürmung einer Stadt zuerst die Mauer erstiegen hatte. Nach alten Berichten machte Publius Claudius Pulcher die erste Krone aus Goldblech, und Postumius Tubertus erhielt in seinem Triumphe zuerst eine goldene Myrthenkrone. Statt dieser trug der reiche Krassus in seinem Triumphzuge zuerst eine Lorbeerkrone, an der die Blätter von Silber und das Uebrige von Gold war. Die römischen Kaiser behielten später die Sitte bei, eine Lorbeerkrone zu tragen, weil sich auch Cäsar einer solchen bedient hatte.

Die ersten Christen sträubten sich lange, diese Sitte der heidnischen Völker anzunehmen, und hielten sowohl den hochzeitlichen Kranz, als andere Kränze für Zeichen der Abgötterei, und die Kirche eiferte gegen ihren Gebrauch, indem sie es als eine Verspottung des Stifters der christlichen Religion hinstellte und dabei auf die Dornenkrone hinwies. Da aber später die ersten christlichen Kaiser kein Bedenken trugen, ihren Bräuten an dem Tage der Hochzeit einen Kranz aufzusetzen, so ahmte auch das Volk bald diese Sitte nach, bis endlich der heilige Chrysostomus den Brautkranz selbst für ein ehrenvolles Zeichen des Sieges erklärte, den die Unschuld der beiden Verlobten über das Laster der ehelosen Ausschweifungen errungen habe. So wurde denn allmählich der Brauch des hochzeitlichen Kranzes eine heilige Zeremonie vor dem Altar. Wenn das verlobte Paar in die Kirche trat, so fand es auf dem Altar, vor dem es unter ausgestreuten Blumen stand, den gesegneten Kelch und zwei Kränze, die seiner warteten, und ihm feierlich von den Priestern aufgesetzt wurden. So wurde denn der Kranz auch bei den Christen ein Teil des hochzeitlichen Schmuckes, als ein Zeichen des Wohlverhaltens, und seitdem blieb dieser hochzeitliche Kranz in dauerndem Gebrauche. Bei einer zweiten Ehe waren von jeher, wie noch heute, die Kränze sehr selten, und kamen endlich ganz ab, weil die Christen der früheren Jahrhunderte wiederholte Verheiratungen mißbilligten und sie durch Entziehung des hochzeitlichen Kranzes wenigstens herabwürdigen wollten.

An die Stelle des Diadems und des Kranzes trat im Mittelalter die Krone in verschiedener Gestalt auf, zunächst als ausschließliches Zeichen der Herrscherwürde, bis die Heraldik zur Bezeichnung des Würdengrades genau bestimmte Gestalten der Krone einführte und sie später auch statt des Helmes auf die Wappen des Adels setzte. Die Krone der deutschen Kaiser rührt von Karl dem Großen her, und die Hauskrone hat Rudolf II. eingeführt. Unter den Päpsten ließ sich im Jahre 1048 zuerst Damasius II. mit der einfachen Krone krönen. Bonifatius VIII. setzte sich im Jahre 1294 zuerst die doppelte und Urban VI. im Jahre 1378 zuerst die dreifache päpstliche Krone auf das Haupt. Die Krone des Papstes oder die Tiara ist näml. eine hohe, weiße, etwas aufgebauschte seidene Mütze, die ursprünglich nur von einem Goldreif umschlossen war, zu dem später ein zweiter und ein dritter hinzukam. An den Seiten hängen zwei Bänder herab u. oben darauf thront der Reichsapfel. Seit Papst Paul II., der im Jahre 1471 starb, besteht sie aus purpurnen, blauen und grünen Streifen mit dem dreifachen Goldreif herum.



Osterfeuer und Ostereier

Von O. Kaschubowski.

Fast alle großen Feste in der christlichen Kirche sind mit früheren heidnischen Sitten und Gebräuchen in Verbindung gebracht worden und äußern sich auch heute noch vielfach in einem kaum ausrottbaren Aberglauben. Das ist um so begreiflicher, als die Bräuche meistens einen tiefen Sinn haben. So wurde um die Osterzeit schon bei den alten Germanen der Tod des Winters und die Wiederkehr des Frühlings gefeiert. Das „Osterfeuer", das heute noch in manchen deutschen Gauen abgebrannt wird, ist auch auf einen solchen alten heidnischen Brauch zurückzuführen.

Der germanischen Volksreligion, die ihre unauslöschlichen Spuren in den mannigfaltigsten Formen des Aberglaubens hinterlassen hat, waren zwei strahlende Göttergestalten besonders ans Herz gewachsen. Es war dies der milde, freundliche Gott des Naturjegens Donar, dem der Frühling heilig war, und seine liebliche Schwester, die leuchtende Ostara, die Göttin des aufsteigenden Lichtes. Während alle anderen christlichen Feste, die auf die hohen Festzeiten der alten Götter verlegt wurden, in keiner Beziehung zu den alten Götternamen stehen, abgesehen vielleicht von dem nordischen Julfest, dem Fest des Sonnenrades, erinnert das Fest der Auferstehung an die Göttin, der das Wiedererwachen der Natur nach dem Winterschlafe geweiht war.

Zu Ehren Donars und seiner Schwester Ostara flammten beim Beginn des Frühlings in der Heidenzeit lodernde Feuer auf den Bergen und auf den Feldern auf, Alle, jung und alt, groß und klein, strömten zu der Flamme und tanzten jubelnd und singend um sie herum; denn diese Feuer bedeuten den Frühling und mit ihm neue Lebenskraft und Lebenslust und den Segen der Felder. Die Flammen dieser Feuer, die dereinst für Donar und Ostara brannten, lodern noch heute auf deutschem Boden gen Himmel, besonders in Norddeutschland, an der Elbe und Weser, wo sich der Donarkult unbewußt in den verschiedensten Gebräuchen erhalten hat.

Auch die katholische Kirche kennt ein Osterfeuer, das am Karsamstagmorgen mit Stahl und Stein angezündet wird, nachdem vorher alle kirchlichen Lichter gelöscht worden sind. An diesem Feuer werden Kohlen, die vorher gesegnet wurden, glühend gemacht und mit diesen die Osterkerze angezündet, die nun den anderen Kirchenkerzen ihr Licht gibt. Diese Kerzen dienen auch zur Entzündung des Osterfeuers vor der Kirche, in dem alles im letzten Jahre übriggebliebene heilige Oel, oft aber auch ein Strohmann oder die Gestalt des Judas, ohne Zweifel ein Sinnbild des Winters, verbrannt wird. In einigen Gegenden werden Dornenzweige in das Feuer geworfen und damit angedeutet, daß die Dornenkrone des Heilandes nunmehr vernichtet und sein Leidensweg beendet ist. Die Gläubigen nehmen sich gewöhnlich einen oder mehrere, durch das Osterfeuer geheiligte Dornenzweige mit nach Hause, die sie am Kruzifix befestigen. Ueberall im Volke ist der Glaube lebendig: Wo das Osterfeuer gelodert hat, da brennt kein Haus ab, da verhagelt kein Feld; denn es wird zur Ehre Gottes angezündet.

Wie das Osterfeuer, so nimmt das Ei in den Volksbräuchen der Osterzeit eine hervorragende Stellung ein. Vieles deutet darauf hin, daß das Osterei älter ist als das christliche Osterfest. Vermutlich war es auch wie das Osterfeuer der Frühlingsgöttin Ostara geweiht und spielte ebenso wie dieses bei den Frühlingsfesten eine besondere Rolle. Noch heute knüpft sich an die Eier, die am Gründonnerstag gelegt worden sind, allerlei Aberglaube. Solche Eier gelten in vielen Gegenden als besonders heilkräftig. Sie sollen denjenigen, der sie am Osterfeste verzehrt- vor allerlei Krankheit schützen und auch zu manchem Zauber gut sein. Vergräbt zum Beispiel ein Hirte ihre Schalen auf seinem Weideplatze, so kann er nach dem Volksglauben sicher sein, daß ihm im Laufe des Jahres kein Stück von seiner Herde verloren geht.

Auf solchem Glauben an die besondere Wirkung der Ostereier beruht auch wohl die Sitte, sie an Fremde und gute Bekannte zu verschenken. Man begnügte sich aber nicht damit, die Eier, wie sie aus dem Neste kommen, zu verteilen, sondern versah sie mit besonderem Schmuck, indem man ihre Schalen färbte. Auch diese Sitte ist uralt und reicht in heidnische Zeiten zurück. Ursprünglich wurden sie rot gefärbt, und dieses Rot war wohl für unsere Vorfahren das Sinnbild der aufgehenden Sonne. Später verwandte man hierzu alle möglichen Farben und versah die Eier mit